Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 13

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637421

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 13
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
31. März
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Brautgeleit.

Von C. F. Meyer.

Ich sehe dich, den Kranz im Haar,
Die zur Vermählung schreitet,
Von einer jungen Genienschar
Umjubelt und begleitet.

Ein kleines Heer, ein feines Heer,
Sind alle deine Schwestern.
Du bist sie und bist sie nicht mehr
Und warest sie noch gestern.

Wer gibt Geleit mit Lustgetön
Dem stillen Hochzeitspaare?
Das sind, bekränzt mit Rosen schön,
All deine raschen Jahre.

Voran ein Kindlein weint und lacht,
Vom Mutterarm getragen,
Das zweite setzt die Füßchen sacht
Und schreitet noch mit Zagen.

Es folgen Stufen mannigfalt
Des jungen Menschenbildes,
Mit einem scheuen Kinde wallt
Ein Mägdlein schon, ein wildes.

Dann ist ein frisches, minniges
Lenzangesicht zu schauen,
Und dann ein blasses, inniges
Antlitz mit ernsten Brauen.

Nun eines noch, versunken ganz
In still verklärten Zügen,
Erfüllung in des Blickes Glanz
Und seliges Genügen.

Jetzt trittst du durch das Kirchentor,
Dich ewig zu verbinden,
Die Mädchen bleiben all davor,
Vergehen und verschwinden.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 13

Sidney an Rahel.

Liebes Kleines, helfen kann ich dir da nicht. Aber das schadet dir gar nichts, ein wenig in die Fremde zu kommen und Tante Adelines Einfluß ein bißchen davonzulaufen. Sie zieht ja an dir wie an einer Marionette, und du bist viel zu bange, um einmal Widerstand zu leisten. Nicht mit Heulen und Zähneklappern meine ich. Wie siehst du wohl aus? Ich habe dich so lange nicht gesehen. Der Velusa erzählt mir ja oft von dir, aber der ist in dich vernarrt, das gilt nicht. Daß die Karoline dich nicht schon vergiftet hat, wundert mich. Also mir geht's gut. Der Zimmerer haut mir auf die Schulter, wenn er kommt und seine Entwürfe für die Glasmalereien bringt. Und zwei der kleinen Glasmalereien, die ich gemacht, hat er für sich gekauft. Was sagst du dazu? Eine Frechheit sei es, so zu malen, sagt er, aber offenbar könne ich nichts gegen meine Natur.

Rahel, ich habe mich verliebt. Sie hat einen langen, blonden Zopf. Ich weiß ganz bestimmt, daß sie dumm ist, und darum wird's bei mir nicht länger dauern. Ich habe das schon ausprobiert: Ist sie schön und dumm, zwei Monate, schön und klug vier Monate, schön und witzig sechs Monate (in der Luftlinie genommen) und schön, gescheit, witzig und lieb ein ganzes Jahr. Letzteres hab' ich noch nie erfahren, weil unauffindbar. Die mit dem Zopf füllt jetzt auch nur die Pause aus. Ich sammle neue Kraft für eine andere, für die kommende Liebe, auf die ich sehr begierig bin. Allemal ist es wieder anders und doch dasselbe. Sie, das heißt meine Liebe, spaziert einmal im Werktagskleid, einmal im Turnkleid (jetzt), im Sonntagskleid, im Abendmahlskleid (auch schon dagewesen: Lehrerstochter, blauäugig, süß, sechs Geschwister, Benehmen à la Lotte mit den Brotschnitten) und im Ballkleid. Bei der Sorte geht's bei mir mit Didel, didel und ist nicht eigentlich mein Fall. Denn bei ihnen geht's eben auch Didel, didel, und darum paßt's mir nicht. Ich will ernst genommen sein. Ja, Rahel, das sind für dich noch böhmische Dörfer, unentdeckte Welten, aber einmal wirst du ja auch in dies gelobte Land einziehen. Was das für einer sein wird? Ob deinem Kerl mit den grünen Strümpfen habe ich heillos lachen müssen, dem Direktor mit dem Samstagssalär. Gott, wie ist so ein Mädchen dumm, geradezu blöd, schwärmt für einen Kunstreiter! Aber es paßt zu dir. Nur nicht auf ebener Erde, nur in Phantastereien, gelt, nur ja nicht einer, der wirklich da ist. So ein Grüner ist ja eigentlich nicht da, lebt in deiner Phantasie und ist darum schöner als Apoll. Aber wenigstens hat er den Luxifer, oder wie er hieß, ausgemerzt, denn von dem schreibst du ja nichts mehr.

In ein paar Wochen will ich nun endlich heimkehren. Tante Mariechen fehlt mir doch sehr. Sie gehört auch zu meinen Geliebten, und das Kleid, das die Liebe zu Tante Marie trägt, ist ein wunderschönes, weißes, weiches und zartes Kleid. Und bleibt immer gleich.

Also, Rahel, nun leb wohl. Halte den Kopf hoch, laß dir nicht auf die Füße treten, denk, daß die Pensions-Madam auch nur ein Mensch ist und daß du (oder Tante Adeline) deine Pension bezahlst. Geschenkt bekommst du nichts. Und fällt's dir hart, all das dumme Zeug mitzumachen und zu gehorchen wie ein Schaf, so denk, daß du da mehr lernst als wenn du französisch plappern kannst. Ich hab auch lernen müssen mich ducken, das kannst du mir glauben. Aber um keinen Zoll bin ich darum kleiner geworden. Und einmal besuche ich dich, Kleines.

Dein Sidney.

Zweiter Teil.

Kränze hingen über den Türen, rote Rosen standen in den Blumengläsern auf jedem Tisch, und aus der Küche dufteten Kuchen. Im Eßzimmer stand die festlich geschmückte Tafel. Rahel wurde erwartet. Die drei Jahre ihrer Pensionszeit waren um. Ottilie stand den ganzen Tag in dem Zimmer mit den weißen Mullgardinen, schaute sich kritisch um und bewunderte ihr Werk. Adeline hatte die Bilder ihrer Familie, die vorher im Gastzimmer hingen, über Rahels Bett aufhängen lassen. Die Urgroßmutter Schwendt, die Ratsherrin, in der Mitte, damit Rahel an die Bahn, die sie zu gehen hatte, erinnert werde. Ganz klein, mit übereinandergeschlagenen Beinen, hing auch ihr Vater, der schöne Brecht Lenz irgendwo, verdeckt durch die Gardinen. Dieses Zugeständnis hatte Adeline dem Gebot: Ehre Vater und Mutter, gemacht. Ein hübscher Arbeitstisch wartete darauf, den Zweck seines Daseins zu erreichen.

Velusas Pferde stampften ungeduldig den Boden vor dem Bahnhof. Ottilie und Adeline gingen dem heranrasenden Zug entgegen, und sahen mit freudigem Erstaunen Rahel aus einem der Wagen springen, hoch und schlank, in ihrem dunkelgrünen Kleid an eine Edeltanne erinnernd. Freude leuchtete aus ihren Augen, und ihr Gesicht strahlte. Sie küßte zuerst Adeline Petitpierre, dann erst ihre Mutter, die sich für einen Augenblick mit einem kleinen Stich verwunderter Eitelkeit und einem andern verletzter Mutterliebe in sich selbst zurückzog.

Velusa grüßte gravitätisch vom Bock herunter, sah aber bewundernd auf die von ihm von je vergötterte junge Dame. Rahel wurde die Fahrt bis zum weißen Hause lang, denn sie freute sich auf den Ort ihrer Kindheit und stürzte mit einem jubelnden Laut ans Fenster, sowie sie ihr Zimmer betreten hatte, um den flimmernden und lachenden See zu grüßen, der in seiner zarten, blauen Schöne vor ihr lag.

Beim Teetisch fragte sie nach Sidney. Sie und er hatten einander die ganze Zeit über geschrieben, immer zwei Briefe Rahels auf einen ihres Freundes. Mit seiner optimistischen, großzügigen, verschwenderischen Handschrift kamen dann aber unzählige Seiten und erzählten alles, was ihn zum Trauern, Lachen, Sich-Freuen und Arbeiten gebracht. Manches auch, dem Rahel ohne Verständnis gegenüberstand, oder das ihr ein Gefühl ängstlicher Furcht vor dem verlockend Unbekannten einflößte. Es wimmelte von weiblichen Gestalten in seinen Briefen, die gleich einem Schattenspiel an der Lesenden vorübergezogen waren, und, je nachdem sie noch besungen wurden, oder schon zur Vergangenheit gehörten, heftigen Neid, Eifersucht und befreites Aufatmen auslösten. Rahel empfand es als beschämend, daß sie Sidneys Abenteuern nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hatte, denn ihr waren die glattgescheitelten Herren, die das Institut umschwärmt hatten, gleichgültig geblieben. —

Es stellte sich bald heraus, daß Ottilie mehr einem Huhn glich, das gackernd am Ufer herumrennt, unfähig, die Freiheit des jungen schwimmenden Entleins zu teilen, ebenso unfähig, sich an ihr zu freuen. Wichtig war es Ottilie, zu sehen, welchen Eindruck Rahel überall machte und sich ihre Zukunft auszumalen. Sicherlich würde sie sich glänzend verheiraten und dadurch wieder gutmachen, was sie, Ottilie, durch ihre eheliche Niederlage an ihrer Familie gesündigt hatte. Einstweilen fand sie niemand ihrer Tochter würdig und tröstete sich damit, daß Adeline auch da das Richtige tun würde.

Einen beständigen und heftigen Kampf führte Tante Adeline mit Rahel um des Blinden willen, den sie als Umgang für ein junges Mädchen verwarf. Frau Petitpierre wollte ihr gerne gestatten, ihm wöchentlich einmal vorzulesen, ihn mit Früchten zu erfreuen, ihn — mon Dieu, warum nicht — wöchentlich einmal spazieren zu führen. Aber mehr war vom Uebel. Ein junges Mädchen hatte keine Freunde, sie hat Freundinnen, ein junges Mädchen sitzt nicht stundenlang bei einem fremden Mann, macht nicht einen dreißigjährigen Blinden zu ihrem Vertrauten. Dazu ist die Mutter da, ist die Verwandte da, die mit nie ermüdender Liebe sie stützt und berät. Kurz, ein junges Mädchen findet, was es braucht, zu Hause und begnügt sich damit, ohne daß ihr zornige Tränen in den Augen flimmern, wenn sie diese Tatsache nicht anerkennen kann und sich ihr nicht unterwerfen will.

In dem Stundenplan, den sich Rahel anfertigen mußte, stand in dem Quadrat des Mittwoch: Spaziergang mit Herrn Attinger, und der Sonntag trug die Bemerkung: Vorlesen bei Herrn Attinger, von elf bis zwölf (womöglich in französischer Sprache). Die übrigen Tage hatten ebenfalls ihre Vermerke. Da kam die Stickschule mit ihren Ansprüchen, Englisch sollte Rahels Schatz an Wissen bereichern, Turnstunde war vorgemerkt, und zwar bei einem Schweden, der um seiner Gesundheit willen weiter in den Süden gerückt war. An drei Morgen sollte Rahel diejenige Kunst lernen, die der Volksmund als die größte bezeichnet, und die jede Köchin lernen kann, am Samstag fuhr Velusa Rahel in die Stadt, zur Tanzschule.

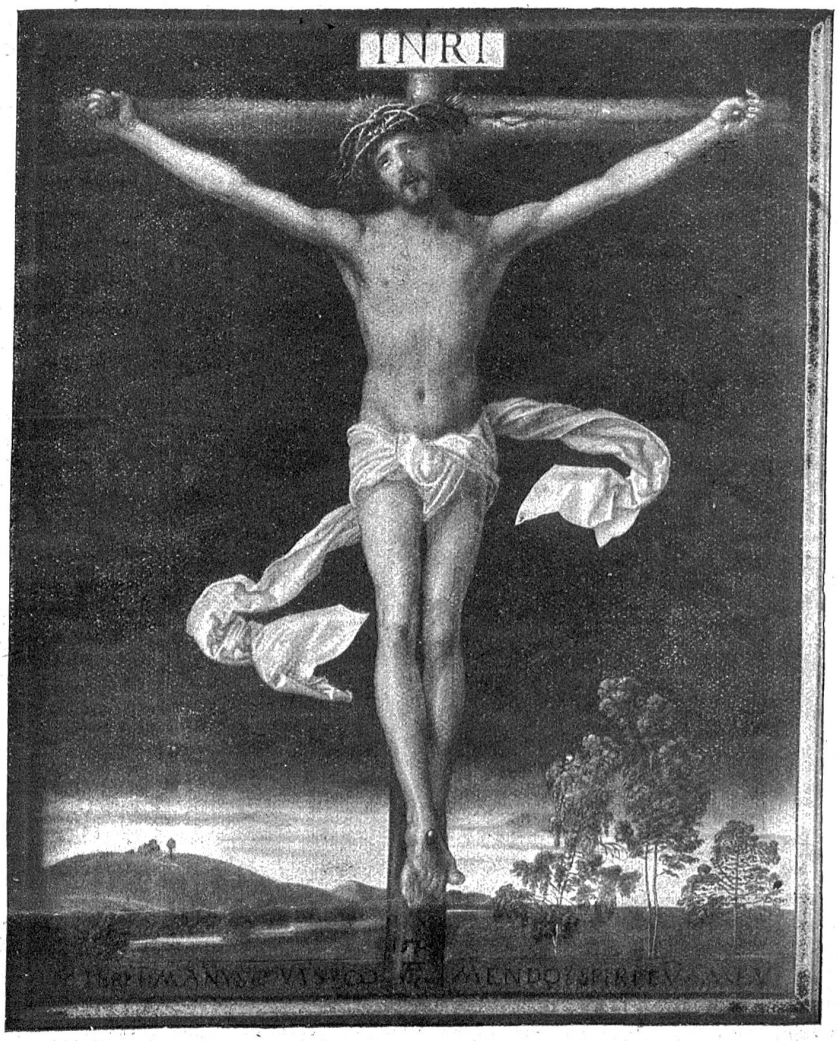
So erging es ihr wie dem seligen Guliver, dem während des Schlafes die Zwerge jedes seiner langen Beine mit einem Pflock am Boden festgemacht, so daß er, als er sich erheben wollte, wie festgenagelt dalag und keinen Schritt tun konnte. Rahel sprang in der ersten Zeit oftmals im Tag zu dem Stundenplan, der zwischen den beiden Türen, die in das Eßzimmer und auf die Laube führten, angeklebt war, um sich zu versichern, daß sie nichts vergaß. Auch Ottilie schielte ängstlich nach dem Papier, so oft sie eine dieser Türen auf- oder zumachte. Von halb eins bis zwei Uhr hatte Rahel wie früher, die Freiheit, zu tun was ihr beliebte, immerhin mit der Beschränkung, daß sie nie und unter keinen Umständen das Haus verlassen durfte, ohne

ihrer Tante Mitteilung davon zu machen. So wickelte sich der Tag für Rahel vom Morgen bis zum Abend ab wie eine Gebetrolle, gleichmäßig, und ohne daß das Geringste daran auszusetzen gewesen wäre.

Rahel an Sidney.

Du hast's gut, Sidney, und ich wollte, ich wäre ein Mann. Natürlich sagst du, auch ein Mädchen könne sich frei machen, wenn sie nur wolle. Ja, du hast gut reden. Wenn ich etwas will und Tante Adeline will nicht, und sie hat die Macht, und ich nicht, was kann ich da tun? Aber darüber habe ich gar nicht reden wollen. Dumm, daß man so abschweift. Ich habe dir von Johannes erzählen wollen, gelt, du hörst doch gerne zu? Ich weiß gar nicht, was sie gegen ihn haben, sogar der Velusa zieht seine Mundwinkel herunter, wenn ich von ihm rede. So habe ich zu schweigen angefangen, und es geht ganz gut. Aber wenn man nicht einmal von dem reden darf, was einen freut oder traurig macht, dann will ich lieber Krankenschwester werden, da kann man vor lauter Arbeit nichts denken und braucht daher mit niemand zu reden. Weißt du, der Johannes ist ganz anders als andere Menschen. Er will nie etwas für sich. Er denkt nicht daran, daß er selbst auch da ist. Er wird nie böse, nie ungeduldig. Du fragst, woher ich das wisse? Nun, von selber, und weil Frau Attinger es mir gesagt hat. Er hört zu, wenn man redet, geduldig, und nur manchmal, wenn er leise lächelt, merkt man, daß er einen auslacht, innerlich. Das hilft bei mir mehr als alles Schelten und als alle bösen Blicke. Ich weiß nicht, Sidney, was mit mir ist. Als wären zwei ganz verschiedene Menschen in mir, als hätte ich zwei Willen, die an einem Seil zögen, aber jedes an einem Ende. In derselben Minute möchte ich reiten und in die Welt hinausfahren, und in der nächsten möchte ich wieder in ein Kloster und niemand sehen und nichts wissen von der Welt. Ich möchte einmal für immer zu Johannes Füßen sitzen auf dem karierten Kissen, und dann möchte ich doch in die Stadt und tanzen und — du merkst es ja doch einmal — mir den Hof machen zu lassen, wie man allen jungen Mädchen in den Büchern den Hof macht, und möchte mich anbeten lassen.

Weißt du, Sidney, wenn du lachst, schreibe ich dir nie mehr, es ist nun einmal so. Ich habe es nicht so gut wie du, dem ein Mädchen nach dem andern um den Hals fällt, sobald du es nur wünschest. Ich bin ganz allein, und mir gefällt niemand. Keinen einzigen von den Herren aus der Tanzstunde finde ich nett, so daß ich gerne mit ihnen tanze, oder mich gar in einen von ihnen verlieben möchte; das will ich überhaupt nicht. Ich will lieben. Liebe ist schön. Ob ich heiraten möchte, weiß ich nicht. Ich denke nur immer, daß ich mit jemand abends spät, wenn es schon dunkel ist, oder bei Mondschein, über die Felder gehen möchte, dann, wenn der Nebel steigt, wenn es ist, als gehe man durch dichte Schleier, die von der Erde gewoben sind und hin und her schwanken — erinnerst du dich, daß wir einmal so den See entlang gingen, wir zwei? Wenn man von der ganzen Welt nichts mehr weiß, und sieht! Oder ich möchte im Rauhreif unter den Bäumen gehen, immer mit dem Jemand, den ich nicht kenne, wenn es von allen Tannennadeln glitzert und die Sonne so ausgelassen glücklich durch die Aeste lacht, oder im Dunkel, wenn keines das andere sieht und nur die Hände es wissen, wie heiß die Liebe ist und sich halten und sich nie lassen möchten. Ja, Sidney, das alles fällt mir ein, wenn ich so allein im Obstgarten sitze und an dich denke dabei, oder an Johannes, oder an den Unbekannten. Manchmal fällt mir auch Lux ein, aber dann läuft mir ein Schauder über den Rücken.



Albrecht Dürrer: Christus am Kreuz.

Johannes hat mir gesagt, ich sei für ihn wie das Mädchen aus der Fremde, trotzdem ich so nahe von ihm wohne. Es werde hell in seiner Stube, sagt er, daß ihm sei, als falle ein Sonnenstrahl durchs Fenster. Er sagt, seine Verbenen und Rosen und Vanillen dufteten stärker, wenn ich da sei, und er merke, daß der Himmel mehr Sterne habe als man ahne. Dann leuchtet sein Gesicht, als ob man inwendig ein Licht entzündet hätte. Er wird schön, trotz seinen armen Augen. Er hat einen merkwürdig feinen Mund, und

wenn er etwas denkt, zuckt es wie Wetterleuchten um ihn, man weiß nicht, lacht er, oder ist er traurig. Und sehr schöne Hände hat er. Ich hatte nie darauf geachtet, da sagte ein

Albrecht Dürer: Selbstbildnis.

Kind zu ihm: „Du hast ja Hände wie ein Heiland". Er lachte und fragte, was denn der Heiland für Hände gehabt. „Eben solche", antwortete das Mädchen, und mehr war nicht aus ihm herauszubringen. Es war ihm so eingefallen. Johannes macht ja das Wort zur Wahrheit: Lasset die Kindlein zu mir kommen, aber natürlich nur so wie ein Mensch das kann. Sie kommen wirklich zu ihm.

Denk, Sidney, seine Mutter hat ihm ein Klavier gekauft, es war furchtbar teuer, und nun spiele ich ihm oft vor in der Dämmerung. Das Traurige ist nur, daß Tante Adeline es nicht leiden kann, wenn ich zu Attingers gehe, und mir schon hat verbieten wollen, dort zu spielen. O Sidney, was gab das für einen Auftritt, ich habe gar nicht schlafen können und hörte zum erstenmal in meinem Leben den Hahn krähen und sah die Sterne erblassen und die Sonne aufgehen. Nur darum, weil ich erklärt hatte, ich spielte doch, wenn Johannes mich darum bäte, und sie möchte es doch erlauben, da es sonst ohne ihre Erlaubnis geschehen würde. Ich habe Tante Adeline nie so blaß gesehen. Sie schwieg lange, endlich sagte sie: „Du weißt nicht, was du dir und mir antust, Rahel." Etwas in ihrer Stimme rührte mich, und ich warf mich ihr um den Hals, was sie gar nicht liebt. Mein Gewissen verlange es von mir, sagte ich ihr. Da meinte sie, gut, wenn es mir mein Gewissen befehle, so sollte ich es tun. Aber nie fragt sie mich nach Johannes oder schickt ihm etwas wie früher, und nie geht sie selbst in den Basar. Meine Mutter aber sagte mir, es sei leider Gottes das Blut meines Vaters in mir, das mich zu tief unter mir Stehenden dränge und mich den Unterschied nicht fühlen lasse, der zwischen dem Sohn einer Verkäuferin und der Nichte einer vornehmen Dame wie Frau Adeline Petitpierre bestehe. Aber das geht mich doch gar nichts an. Ich finde, daß die Frau Attinger so lieb und gütig aussieht und so fein wie nur irgend jemand von Mutters Bekannten, und daß sie eine angenehme Stimme hat und freundlich spricht. Und Johannes hat eine Stimme, die so tönt, als wäre sie eine unterirdische Glocke, kein Mensch käme auf den Gedanken, daß der einem etwas zuleide tun könnte.

Ich muß schließen, sie kommen. Rahel.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Todestage Albrecht Dürrers.

(1471—1528.)

Am 6. April 1928 jährt sich zum vierhundersten Male der Todestag Albrecht Dürers. Auf dem Johannisfriedhof zu Nürnberg, der Stadt der Meistersinger, ruhen die sterblichen Ueberreste des volkstümlichsten der deutschen Künstler, neben denjenigen seiner Zeitgenossen Hans Sachs, Veit Stoß, Jamnitzer und Pirkheimer.

Nürnberg war zu Ende des 15. Jahrhunderts eine blühende, mächtige Handelsstadt, die auf ihre geistige und künstlerische Vorherrschaft in Deutschland außerordentlich stolz war. Dank ihrer günstigen geographischen Lage konnte sie einen bedeutenden Handelsverkehr namentlich mit Italien unterhalten, Gold floß in Strömen in die Stadtkassen und es bildete sich eine sehr begüterte bürgerliche Aristokratie. Der hauptsächlich aus reichen Kaufleuten und Gewerbetreibenden bestehende Rat hatte den sehr lobenswerten Ehrgeiz, die Stadt in künstlerischer Beziehung auszubauen und so ist es denn nicht verwunderlich, daß noch heute die Schönheit der alten Bauten lebendig an jene Kulturblütezeit erinnert.

In dieser Stadt wurde am 21. Mai 1471 Albrecht Dürer als zweiter Sohn von achtzehn Kindern des gleichnamigen Vaters, der ein aus Ungarn eingewanderter Goldschmied war, geboren. Sein Vater „hatte großen Fleiß

Albrecht Dürer: Selbstbildnis des 13jährigen Knaben.

auf seine Kinder, sie zur Ehre Gottes zu erziehen... Darum war seine tägliche Sprach zu uns, daß wir Gott lieb sollten haben und treulich gegen unsern Nächsten han-